

Eine Begegnung am Jubiläumsfest des Nonam – des Museums für indianische Kulturen in Zürich

Unverzichtbarer Widerstand gegen Rassismus

Von Thomas Waldmann

Doreen Spence hat einen gefüllten Terminkalender – als indianische Aktivistin, Kämpferin für indigene Rechte weltweit, traditionelle spirituelle Heilerin. Die 76-jährige gelernte Krankenschwester aus Calgary hilft in Kanada und in den USA jungen Menschen indianischer Herkunft, ihren Platz zwischen der traditionellen Welt ihrer Grosseltern und der Gegenwart, zwischen Schwitzhütte und Computer, zwischen Trommel und Natel zu finden. Vor allem zwischen Geborgenheit im traditionellen Familienverband und Anforderungen der heutigen Arbeitswelt in der Stadt, wo auch junge indianische Leute leben wollen. Verlassen diese ihr Reservat, wo es kaum Entwicklungsmöglichkeiten gibt, verlieren sie in Kanada ihre sonst gemäss alten Verträgen geregelten Sonderrechte, sind – auf dem Papier – normale Staatsbürger. Aber jeder Arbeitgeber wird sie als Indianer wahrnehmen; ihre Chance, einen Beruf zu erlernen und auszuüben, Geld zu verdienen, steht und fällt mit der Wahrscheinlichkeit, in der Arbeitswelt Rassismus und Ablehnung zu erfahren.

Mit der Erfahrung von offenem Rassismus in ihrer Jugend erklärt Doreen Spence, warum sie Aktivistin geworden ist. Warum sie die meiste Zeit damit zubringt, für indianische Gemeinden, Familien und Einzelpersonen spirituelle Zeremonien durchzuführen, Beistand leistet bei traditioneller Visionssuche und Fastenzeit. Für Rechte von Minderheiten kämpft und massgeblich daran beteiligt war, dass 2007 die UNO-Erklärung der Rechte indigener Völker verabschiedet wurde. Warum sie ausser in Nordamerika in der Slowakei, in Neuseeland und Ländern Afrikas Bemühungen um Frieden und Versöhnung begleitet hat, um Hilfe gebeten wird bei Auseinandersetzungen zwischen Regierungen und Minderheiten. Warum sie unbeirrt für eine Lebenshaltung des Dialogs eintritt.

Ich lernte Doreen Spence in Zürich kennen, bei der Feier zum 50-jährigen Bestehen des Nonam, des Nordamerika Native Museum. Das ursprüngliche «Indianermuseum der Stadt Zürich», 1963 dank der Schenkung einer Privatsammlung im Schulhaus Feldstrasse entstanden, ist seit 2003 – grösser, lebendiger und in stetem Austausch mit



Unbeugsam. Doreen Spence aus Kanada kämpft für eine bessere Zukunft ihres indianischen Volks.

indianischen Kunstschaffenden und Organisationen – als Nonam im Seefeld zu finden. Mit dem Museum hat Doreen Spence seit Jahren Kontakt. Klar, war sie dabei bei diesem Fest. Sie eröffnete und beschloss es mit einer Reinigungszeremonie: traditioneller Gesang und Dämpfe brennender Salbeikräuter, die Balance und innere Ruhe ermöglichen sollen. Es mag Menschen geben, die über solche Rituale milde lächeln – die Heiterkeit, die ungekünstelte freundschaftliche Stimmung, die während zweier Tage anhielt, können sie nicht leugnen und nur vage erklären.

Die «spirituelle Hüterin» des Festes fand schliesslich Zeit für ein Gespräch. Über die Bedeutung kollektiver Zusammenarbeit auch über weite Distanzen, über die Belebung von alten und neuen Objekten im Nonam durch Kontakte zwischen der Museumsleitung und der heutigen indianischen Bevölkerung. Über ihr Leben. Über unverzichtbaren Widerstand gegen Desinteresse, Ignoranz und Unterdrückung von Minderheiten, die – ein Beispiel ist die Streichung finanzieller Beiträge des Staates Kanada an indianische Gemeinden und Organisationen durch die Regierung Stephen Harper – immer neu zum Schweigen gebracht werden. Meine optimistische Annahme, die Fortschritte für die Lebensqualität der indianischen Bevölkerung in Kanada seien langsam, aber doch stetig – drei Schritte vor, zwei zurück –, kontert sie mit einer Korrektur: zwei Schritte vor, drei zurück. Das klingt nicht gut.

Aber Doreen Spence lernte früh, nicht aufzugeben, mit Willensstärke und Humor. 1937 als Kind einer Cree-Familie im Good Fish Lake Reserve im Norden der kanadischen Provinz Alberta geboren, wuchs sie bei den Grosseltern auf – beides spirituelle Persönlichkeiten, Medizinfrau, Medizинmann. Der Grossvater blies in eine Pfeife, wenn die Polizei auftauchte, um Kinder zu entführen und in Internatsschulen zu stecken. Doreen hörte die Warnung, versteckte sich im Busch.

Die Internatsschulen – mit Gewalt, Entfremdung, Missbrauch – sind bis heute die schmerzlichste Erinnerung kanadischer Indianer. Die Regierung habe sich inzwischen entschuldigt, aber das nütze kaum etwas; auf Entschädigung müsse man lange warten. Wir verkneifen uns (gegenüber Doreen Spence) den Vergleich mit Debatten über Verdinkinder in der Schweiz.

Von der Internatsschule blieb Doreen Spence verschont, aber sie litt unter dem Rassismus in der weissen Gesamtschule, durfte ihre Sprache nicht sprechen, die Schaukel nicht benutzen. Die Mädchen lehnten sie ab als Kollegin im Sport, also spielte sie mit den Buben Baseball – so gut, dass diese sie zu Turnieren mitnehmen wollten. Dafür brauchte es eine Spezialbewilligung, nicht weil sie Indianerin war, sondern ein Mädchen. Sie kehrte zurück ins Reservat, unterrichtete und schaffte es dann in ein College und wurde die erste indigene Krankenschwester der Provinz Alberta. 38 Jahre arbeitete sie als Krankenschwester in Spitälern – und entwickelte sich zugleich zur Aktivistin und traditionellen Heilerin.

Für den Friedensnobelpreis 2005 nominierte die in Bern situierte Organisation «1000 Frauen für den Frieden» 1000 Frauen aus der ganzen Welt, die durch soziale Arbeit und Lebensführung, von der grösseren Öffentlichkeit oft unbemerkt, Gutes tun. Doreen Spence gehörte dazu. Den Preis erhielt die Internationale Atomenergie-Organisation IAEA – für Bemühungen um friedliche genutzte Kernenergie in Iran. Die Welt ist in dieser Frage aber so ratlos wie zuvor. Wir – ganz normale Leute ebenso wie die Politik – sollten endlich lernen, Menschen wie Doreen Spence ernst zu nehmen, ihren Willen, Brücken zu bauen, als Massstab zu nehmen.

thomas.waldmann@baz.ch